



DER BISCHOF VON LIMBURG

Dr. Georg Bätzing

Predigt zur Thomasakademie, 26. Januar 2022
Frankfurt Sankt Georgen
Texte: 2 Tim 1,1-8 – LK 10,1-9 (G Hl. Timotheus und Titus)

Liebe Schwestern und Brüder im Glauben,

Übergangszeiten sind zumeist auch krisenhafte Zeiten. Die Erwählung des Paulus zum Apostel vor den Toren von Damaskus, derer wir gestern gedacht haben, zählt gewiss zu den wichtigsten Ereignissen in der Geschichte der apostolischen Urkirche, vielleicht ist sie das entscheidende Ereignis dieser Zeit. Aber der Übergang von der Kirche der Berufenen des Bundes mit Israel hin zum Gottesvolk aus allen Völkern vollzog sich wahrhaftig konfliktreich. Und die Phase des Übergangs, die sich mit dem Gedenken an die Apostelschüler Timotheus und Titus verbindet, war nicht minder risikobehaftet. Die Ambivalenz von geschuldeter Treue zum Ursprung und den Erfordernissen in neuen kulturellen Horizonten spiegelt sich im 2. Timotheusbrief wider.

Wer sich in die Heilige Schrift vertieft und die Anfänge der Kirche nicht euphemistisch in der Linie einfacher Kontinuität zu lesen versteht, den wundern die Spannungen und Herausforderungen nicht, mit denen wir uns heute als Kirche in unserem kulturellen Kontext, aber auch als freiheitliche Gesellschaften angesichts globaler Zukunftsfragen konfrontiert sehen. Mich jedenfalls verwundert die oftmals erhitzte Diskussionslage nicht. Und wenn ich mir auch manchmal andere Zeiten wünsche: Gott hat uns in diese Kirchenstunde hineingestellt und er erwartet von uns, dass wir unsere besten Kräfte dem notwendigen Übergang widmen.

Mir helfen Bilder, Vergleiche, Paradigmen, um mich dabei zurechtzufinden und innerlich zu justieren. Kirche des Exodus; Wüstenzeiten als Umkehrimpuls: Das sind für mich hilfreiche biblische Bilder. Und seitdem Christian Hennecke vor 16 Jahren unter dem Titel „Kirche, die über den Jordan geht“ von Expeditionen ins Land der Verheißung beispielhaft erzählt hat, scheint mir diese Standortbestimmung für die Kirche unserer Zeit bedeutsam. Hinter uns liegen der Auszug aus gewesener Zeit, Milieu und Sozialgestalt. Was war, kommt nicht wieder. Vor uns liegt die Entdeckung einer erneuerten Gestalt von Kirche. Wir suchen die Berührung mit denen, die mit uns leben – nicht um „ihr Land“ zu besetzen, sondern um sie mit dem Evangelium in Kontakt zu bringen, das uns so kostbar ist und dessen Kraft wir in sich wandelnden Zeiten und kulturellen Kontexten neu entdecken dürfen; wir suchen die lebensdienliche, heilsame, erneuernde Kraft des Evangeliums unter Menschen von heute.

Aber ich bin mir sicher: Wir haben den Jordan längst noch nicht überschritten. Das Vergangene fesselt uns. Das Verlorene wird betrauert, und der Blick zurück lähmt. Das Risiko der Veränderung schürt Ängste und führt zu Verhärtungen anstelle von entschlossener Dynamik und Freude am Experiment. Doch genau das brauchen wir. Eine merkwürdige Mischung der Befindlichkeiten prägt unsere Lage, und jede und jedem von Ihnen wird diese Mischung vertraut vorkommen – gleich ob Sie sich im wissenschaftlich-theologischen Umfeld, im kulturellen oder diakonischen Einsatz oder in der Gemeindegearbeit Ihrer Pfarrei engagieren. Wir müssen rüber – über den Jordan.

Zurück ist keine Alternative. Aber wir scheuen den Übergang, weil wir sicher ahnen, dass die Veränderung uns selbst und unsere vertrauten Strukturen nicht nur äußerlich betrifft. Sie wird uns packen und fordern, und wir werden uns ganz schön umsehen, wohin sie uns schließlich führt.

Übrigens: Nach dem biblischen Zeugnis steht das befreite Volk Gottes zweimal am Jordan. Schon kurz nach der wundersamen Rettung aus den Fluten des Roten Meeres steht der Übergang als Verheißung Gottes an. Kundschafter bestätigen, das Neuland ist fruchtbar, hier lässt sich gut leben. Aber die Angst vor der eigenen Courage überwiegt. Die Bedrohungen werden riesenhaft aufgebläht. Die Risikoabschätzung gerät aus dem Lot: lieber in der Wüste bleiben. Die Entscheidung wird zum Schicksal. Die Kapitel 13 und 14 des Buches Numeri erzählen es. 40 Jahre dreht das Volk der Befreiten seine Runden in der Wüste. Keiner der Führenden wird das Land der Verheißung erreichen. Erst Josua wagt nach neuerlichen Sondierungsmaßnahmen den Schritt (Jos 2), und der Übergang gelingt. Das, liebe Schwestern und Brüder, ist für mich Bild und Paradigma unserer gegenwärtigen Situation. Die Fragen liegen seit Jahrzehnten auf dem Tisch. Mutige Antworten sind bereits formuliert. Die Risikokalkulation dürfte deutlich ausfallen. Jetzt braucht es Mut und Entschlossenheit überzusetzen, Entwicklungen in Gang zu bringen hin auf die Gestalt einer Kirche, die nicht immerzu ängstlich fragt: Geht das? Was wird aus uns? Wo bleiben wir am Ende? Sondern: Was bringt uns zu den Menschen? Wo sind wir gefragt, wenn wir mit ihnen unterwegs sind? Was lernen wir, wenn wir uns auf ihre Erfahrungen, ihre Erfolge, ihre drängenden Fragen einlassen? Und was an göttlicher Wahrheit und lebensförderlicher Kraft tut sich auf, wenn wir uns wie unser Herr „entäußern“ und den Menschen gleich werden, mit denen wir längst und immer schon verbunden sind?

Was hilft, Mut zu fassen in dieser Lage? Der Anlass der Thomasakademie, der uns heute zusammen bringt, rechtfertigt die Frage, was dieser Lehrer der Kirche mit seinen Erfahrungen und seinem Lebenszeugnis einträgt in unsere Situation? Die Lebzeiten des Aquinaten waren nicht minder herausfordernd. Die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts war eine extrem konfliktreiche Zeit des Aufbruchs in der Christenheit, die bereits in Ost und West tief gespalten war, die mit dem kriegerisch vordringenden Islam hochgefährdet schien und in den Differenzierungen von geistlicher und weltlicher Macht hart und verlustreich gerungen hatte. Mit der Armutsbewegung war es zugleich das Jahrhundert eines ungeahnten Aufbruchs zur Frömmigkeit und zu einem entschiedenen Reformwillen von unten her. Thomas ließ sich in diese Zeit rufen und stellte sein Charisma ganz der Erneuerung zur Verfügung. Es ist nicht ohne eine gewisse Tragik, dass er, der sich wie kaum ein anderer auf die neuen Herausforderungen eingelassen hat, Ende des 19. Jahrhunderts zu der Autorität im Kampf gegen Modernismen schlechthin stilisiert wurde.

Denn Thomas lehrt eine weite und vertrauensvolle Auffassung von der menschlichen Vernunft. Und dabei meint „Weite“ mehr als die bloß empirische Wissenschaft und „vertrauensvoll“ die Erwartung, dass auch der Glaube die Vernunft inspirieren kann.

Beides prägt die Entschiedenheit, mit der Thomas danach strebt, die Erkenntnisse des vorchristlichen Denkers Aristoteles wertzuschätzen und die Denkansätze aufgrund der christlichen Offenbarung einzutragen. Dem Verbot der Aristotelesrezeption entzieht sich Thomas wie sein großer Lehrer Albert und forscht unermüdlich. Als nach der Aufhebung des Verbotes die Philosophenschule in Paris darangeht, die Unvereinbarkeit der aristotelischen Erkenntnisse mit der christlichen Lehre zu erweisen, widerspricht Thomas entschieden.

Und schließlich gehört für mich die Redlichkeit der „Quaestio disputata“, wie Thomas sie meisterhaft geübt hat, zu den echten Wegweisern. Die Erwägung der Gegenargumente rechtfertigt dieselbe intellektuelle Aufmerksamkeit wie die Darlegung der eigenen Argumente. Das ist nicht bloße Methodik, es ist eine Kunst, die der Wahrheit geschuldet ist, nach der wir suchen. Solche Redlichkeit bringt uns weiter und mehr zueinander in den Diskussionen, die wir heute zu führen haben – nicht nur im Synodalen Weg der Kirche hierzulande, sondern auch auf dem Weg zu mehr weltkirchlicher Synodalität.

Vor wenigen Tagen hat Pater Stefan Kiechle (früher Provinzial der Deutschen Provinz des Jesuitenordens und seit 2018 Chefredakteur der Zeitschrift „Stimmen der Zeit“) sein Zutrauen in die Kirche formuliert, mit der wir eine Beweglichkeit einüben können, die uns aus der Selbstreferenzialität heraus an die Seite der Menschen führt:

„Wäre nicht die Kirche der Ort für Zuhören und Dialog, für Toleranz, für Einheit und Frieden? Heraustreten aus der eigenen Blase und sich anderen stellen, auch wenn das unbequem ist. Die Rechthaberei und den Stolz aufgeben. Verlustängste überwinden und vertrauen. Nicht durchsetzen, sondern hören und Kompromisse suchen. Den Heiligen Geist nicht nur bei sich selbst wähen. Demütig die Grenzen der eigenen Position anerkennen. Länger abwägen. Die Einheit höher werten als die – immer nur bruchstückhaft erkannte – Wahrheit. Den anderen höher schätzen als sich selbst (Phil 2,3). Frieden nicht machen wollen, sondern sich schenken lassen“ (P. Stefan Kiechle SJ, Standpunkt. Wer Spaltungen überwinden will, muss die eigene Blase verlassen, hier: <https://www.katholisch.de/artikel/32774-wer-spaltungen-ueberwinden-will-muss-die-eigene-blase-verlassen>).

Ich glaube, liebe Schwestern und Brüder, der Heilige Thomas hätte seine Freude daran, wenn die Hochschule Sankt Georgen sich weiter zu solch einem Ort kirchlichen Lebens profiliert. Und als Kirchenerfahrung wünsche ich es uns allen.